

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 35

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

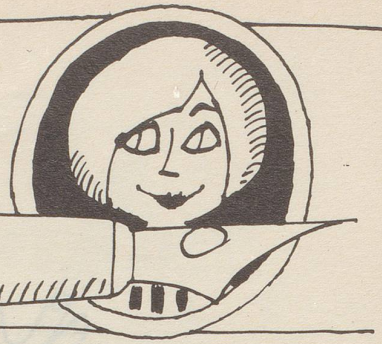
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Galanterie – zeitgemäss

In einem reizenden Bändchen, «Bettlektüre aus der guten alten Zeit», stosse ich auf die Stelle, wo eine Lektion in Grazie erteilt wird.

Ein Schleppekleid sieht entschieden eleganter aus als ein fussfreies, und so werden wir unsere Schleppe beibehalten. Wir lassen sie aber beileibe nicht nachschleifen, sondern tragen sie fein säuberlich in der Hand. Aber wie?

Das ist die Frage, die der Erörterung wert ist, namentlich jetzt, wo der Herbst vor der Türe steht und die Strassen sich des öfteren in ein Kotmeer verwandeln.

Angenommen also, Sie gingen spazieren. Es beginnt zu regnen. Flugs wird der Schirm, der bis anhin Stütze war, aufgespannt und die Schleppe mit kühnem Schwung in die linke Hand befördert. Es gilt nun vor allem, die ominösen Pfützen zu vermeiden. Das Kleid muss etwas höher gerafft werden – aber mit der nötigen Decenz, bitte! Da heisst es nun möglichst geschickt mit der einen Hand den nach unten auslaufenden Rock hochraffen, damit er einerseits hübsch proper bleibt, andererseits aber eine Hand frei ist, um Schirm und kleines Paketchen zu tragen. Muss eine Treppe erstiegen werden, wird das nach Modevorschrift vorn zu lange Kleid rechts hochgehoben. Dass man

dabei das feine Füsschen ziemlich genau sieht, ist kein Fehler.

Das waren noch Zeiten. Damals konnte das schwache Geschlecht mit legeren Handbewegungen die Blicke des starken Geschlechts auf sich ziehen, in ihm Galanterie hervorrufen, in ihm ritterliche Gefühle wecken und auf Hilfe und Zuvorkommenheit zählen. Heute mag man sich noch so schwach und elend fühlen, da bewegt sich keiner mehr von seinem Sitz im Tram. Tut es einer doch, wird man fast ein wenig mistrauisch. So weit sind wir schon!

Damals hingegen! – Ich stelle mich vor den Spiegel, raffe eine imaginäre Schleppe, werfe sie nonchalant von einer Hand in die andere, wende mich graziös,

um eine Treppe zu ersteigen – und erschrecke, starre auf mein «zierlich Füsschen», das in Nr. 40 steckt – und aus ist der Traum! Ich bin gottentfroh, dass mich kein Kavalier aus jener Zeit beobachtet hat, das Grauen hätte ihn ergriffen ob meiner in währschaftigen Trotteurs steckenden grossen Füsse. Aus wäre es gewesen mit zuvorkommendem Charme. Der Kavalier hätte mich stehenlassen und sich zierlicheren Dingen zugewandt. So oder so wäre Hoffen auf Galanterie umsonst gewesen.

Ich bleibe also bei meiner Zeit, bei meinem Fuss, lächle, wenn mir einer im Tram draufsteht und entschuldigend «hoppla» sagt. Das ist schon viel! Und eben: zeitgemäss. *Suzanne*

Falsche Töne

Wie durch ein Wunder hatte ich zwei Karten für ein «ernstes» Konzert ergattern können. Die Billette waren sehr teuer, der Flötist, der brillieren sollte, weltberühmt. Nun sassen wir im Konzertsaal, meine Jüngste und ich, allerdings nicht nebenein-

ander, dennoch voller Freude den Genuss erwartend.

Vorerst spielte das Orchester ein Werk eines Zeitgenossen. Schrecklich modern war es nicht – absolut zumutbar, sogar «eingängige» Musik. Nach der Darbietung fiel ich aus allen Wolken: Das Klatschen rings tönte schallgedämpft, die Hände der Zuhörer bewegten sich, wenn

überhaupt, im Zeitlupentempo. Die Gesichter zeigten alle denselben Ausdruck. – Müssen Abonnementskonzertpublikumsmienen so blasiert wirken? Ich versuchte, mit meiner Tochter einen Blick zu wechseln. Ihr Ausdruck sprach Bände; wir waren uns einig.

Plötzlich kam Leben ins Publikum. Es geriet ausser Rand und Band. Klatschte begeistert Beifall: Der berühmte Flötist war in Erscheinung getreten. Mir war die Freude vergangen. Sollte ich mich wirklich für das gleiche begeistern wie diese Snobs?

Es brauchte einiges, bis mich das Spiel des Künstlers zu bannen vermochte. Bewundernswert! Ich fühlte seine Freude am Spiel, an der Musik. Er wurde gefeiert, liess sich nicht lange bitten, gab noch und noch etwas zum besten. Ich spürte, dass ihm Spielen und Freudebereiten wichtiger waren als der Applaus.

Nach der Pause stand eine Symphonie auf dem Programm, natürlich ohne Solisten. Die Reihen hatten sich bereits gelichtet, die Show war zu Ende: Man war gesehen worden, und man hatte IHN gehört, konnte folglich bei nächster Gelegenheit in kompetenter Weise über ihn sprechen.

James Galway ist ein eigenwilliger Künstler. Das manifestiert sich nicht nur darin, dass er einen blauen Anzug trägt anstatt eines

Fracks und dass er auf eine Krauwatte verzichtet. – Bestimmt weckt er in manchem Dirigenten zwiespältige Gefühle.

Galway erzählte einmal, er habe während seiner Pariser Studienzeit jeweils in der Metro gespielt. Mit dem Geld, das er in seinem Hut sammelte, besuchte er die schönsten Konzerte. – Ob ihm das Zürcher Konzertpublikum damals in der Metro auch so andächtig gelauscht hätte? Ob Galway wirklich Freude an seinen Zuhörern hat?

Offenbar war meine Karte zu teuer. Auf den billigen Plätzen wären mir solch ketzerische Gedanken wohl nicht gekommen.

Dina

Schlaflos

Schlaflosigkeit und Schlafstörungen – Uebel unserer Zeit. Schlafmittel sind zum guten Geschäft für unsere «Chemischen» geworden.

Ich habe versucht, der Schlaflosigkeit eine positive Seite abzugewinnen, und hatte Erfolg: Schlaflose Nachtstunden sind ganz schön. Man kann in ihnen nachdenken, für sich selbst Geschichten erfinden. Notizblätter muss man bereitlegen; denn was man nachts ausheckt, hat man am Morgen bestimmt vergessen!



«Ich habe begonnen, euer Frühstück zu machen. Wie wollt ihr die Eier: Omelette, 3-Minuten-, Rührei, zerbrochen, ausgelaufen, verschmiert ...?»

Allerdings hat man oft Mühe, das in der Dunkelheit Gekritzelte bei Tageslicht zu entziffern ...

Durch die Sorge um das erste Kind hört der gute Schlaf meist auf. Mit einem Ohr lauscht man hinüber, ob das Baby schreit. Ist das Kind grösser, geht das Horchen weiter: Ist sie (er) schon zu Hause? Wo treibt sich der junge Mensch herum? Später ist es vielleicht der kranke Ehepartner, der einem den Schlaf raubt. – Das Lauschen nimmt kein Ende mehr.

Deshalb heisst es, das Beste aus der Schlaflosigkeit herauszuholen, wenn man älter ist und morgens nicht mehr unbedingt früh aufstehen muss. Man braucht im Alter nicht mehr so viel Schlaf. Eine meiner Freundinnen starb sehr jung. Sie sagte einmal: «Mich reut all die Zeit, die ich einfach verschlafe.» – Ob sie geahnt hat, dass sie so jung sterben würde?

Hege

Schatten-Klage

Gestern hat sich mein Schatten bei mir beklagt: Es sei kein Leben mehr in dieser Zeit, geschweige denn ein schattenhaftes Dasein. Wirklich existieren könne er in unseren Breitengraden nur noch bei Neonlicht oder dank klaren Vollmondnächten. Dabei liebe er die Gespielin des genannten Himmelskörpers, die Sonne,

über alles – sie, die einzige, die ihn in seinem wahren Lichte (sprich Schatten) erscheinen lasse.

Ich müsse das verstehen – er habe mich gern und sei mir in all den Jahren (es sind stolze zwanzig!) ein treuer Begleiter gewesen, aber er könne einfach nicht mehr. Sein Entschluss sei gefasst, er sei nicht mehr davon abzubringen: Er werde auswandern.

Irgendwohin, wo die Sonne nicht auf ein meteorologisches Zwischenhoch angewiesen sei und der Regen noch kein Wetter-Monopol besitze.

Nur eines bedrücke ihn: Er werde ohne mich schwarzarbeiten müssen (welcher Schatten muss das nicht?), falls er nicht überhaupt arbeitslos werde. Zweit-schatten seien relativ wenig gefragt. Vielleicht könne er dem durch einen Werbeslogan (etwa: «Der moderne Mensch geht doppelt beschattet») abhelfen – man wisse ja nie! Seine Zukunft sei auf jeden Fall vage. – Er verabschiedete sich nun.

Ich solle ihn nicht ungläubig anstarren: Es stimme nicht, dass ein Schatten seinen Vertrag mit dem Arbeitgeber nicht kündigen könne. Dies sei ein Ammenmärchen, gespickt mit einer Portion menschlicher Ueberheblichkeit.

Nachwort: Wir werden trotzdem zusammenbleiben; wir haben uns einigen können. Mein Schatten hat nichts dagegen, dass ich

ihn begleite. So bleibt ihm das Schicksal, schwarzarbeiten zu müssen, erspart – mir hingegen wird kaum anderes warten ...

Gaby Gerber

Hau den Lukas!

Tante Laurencia (sie heisst tatsächlich so!) kam aus den Ferien in Flims. Weil die alte Dame schon über achtzig Lenze zählt, wurde die Nichte beauftragt, sie, wie vereinbart, vom Fünfuhrzug im Freiamt abzuholen. Die Nichte war am Bahnhof, ihr Auto auch, nur die Tante erschien nicht. Und das gab zu Befürchtungen Anlass.

Im übernächsten Zug, gegen neun Uhr abends, traf Tante Laurencia doch noch ein. In der einen Hand hielt sie ihren Koffer, in der andern ein Bierglas. Aufgeräumt, fröhlich erzählte sie, sie habe in Chur einen Zwischenhalt eingeschaltet. Da dort eben die Bündner Gewerbe-Schau stattfand, stattete sie ihr einen Besuch ab. Als Bewohnerin einer eher ländlichen Gegend kommt Tante Laurencia nicht oft in die Stadt, und deshalb ist es nicht verwunderlich, dass sie das Treiben an dieser Messe interessierte.

Tante Laurencia bemerkte, dass jüngere Burschen versuchen, mit einem grossen Holzhammer effektiv auf einen Apparat zu schlagen. Ein stämmiger Mann in mittleren Jahren entledigte sich seines Kittels und nahm den Holzhammer in seine kräftigen Hände. Schon läutete der Apparat, ein «Hau den Lukas!». Da wollte Tante Laurencia nicht zurückstehen. Sie legte die Handtasche weg, nahm den Hammer in die Hand – und in einem gezielten Rundschlag fiel der Hammer genau auf sein Ziel. Unter dem schallenden Gelächter der Umstehenden erklang auch für Tante Laurencia die Glocke oberst an der hohen Stange! Rauschender Beifall und ein Bierglas der nahen Brauerei waren der Preis für die Anstrengung.

Froh und glücklich, «es denen da gezeigt zu haben», zog Tante Laurencia weiter. Das bisschen Ankunftsverspätung war damit hinreichend erklärt. –nn

Drum prüfe ...

Wie oft kommt es vor, dass man etwas kauft, ohne es vorher zu kontrollieren, etwa weil man es eilig hat, weil man die Packung nicht öffnen will oder kann.

Es ist mir bei Strümpfen, Pull-overn und anderem Gewirktem schon passiert, dass ich ein «defektes Mäschlein» erst zu Hause

Feinschmecker wählen



**Sternen
Unterwasser**

altbekannt,
bewährt, gut

entdeckte, weil ich den Einkaufsgegenstand nicht richtig angeschaut hatte. Manchmal konnte ich die Ware erst nach Tagen (ohne Quittung, weil sie bereits vernichtet war) ins Geschäft bringen und erklären, wann, wo und warum ... Auch bei Porzellan und Gläsern sah ich kleine Defekte oder Flecken erst daheim beim Auspacken.

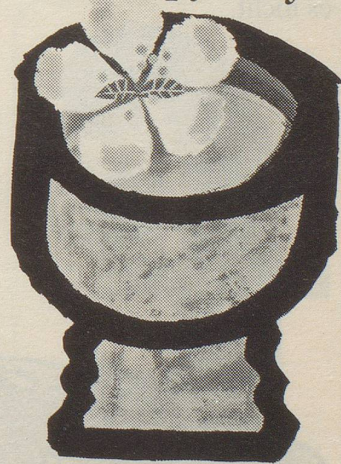
Man nimmt eigentlich an, dass die Verkäufer oder Fabrikanten selbst kontrollieren, ob die Waren tadellos sind, bevor sie zum Käufer gelangen. Die Waren mit kleinen Fabrikationsfehlern sind ja meist billiger ...

Ich habe mir vorgenommen, alles zu Kaufende in Brillenschein zu nehmen, ehe ich den Geldbeutel zücke. Denn das Hin und Zurück mit der Ware ist erstens ein Zeitverlust, zweitens ein Aergernis mit dem Ladenpersonal, das nicht immer und überall zuvorkommend auftritt ...

DM



Fabelhaft ist
Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet